

Was Philosophie
alles vermag

Glücklicher Sisyphos?

Ulrich Hommes

„Denn das wahre Bedürfnis der Philosophie geht doch wohl auf nichts anderes als darauf, von ihr und durch sie leben zu lernen.“

Hegel

Vor gut fünfzig Jahren, gegen Ende meiner Schulzeit, kam mir Albert Camus' *Der Mythos von Sisyphos* in die Hände. Dieser Text ist 1943 in Frankreich erstmals erschienen, und er wurde ab 1959 – da war Camus inzwischen schon mit dem Nobelpreis ausgezeichnet – in großer Auflage bei uns verbreitet als Teil von Rowohlts Deutscher Enzyklopädie. An den Beginn seiner Überlegungen hatte Camus die Frage gestellt, „ob das Leben die Mühe, gelebt zu werden, lohne oder nicht“. Dies nennt er „die Grundfrage der Philosophie. Alles andere, ob die Welt drei Dimensionen und der Geist neun oder zwölf Kategorien habe, kommt später. Das sind Spielereien.“

Also: Ob das Leben die Mühe, gelebt zu werden, lohne oder nicht! Und dann räumt Camus sehr rigoros alles beiseite, worin man einen Grund vermuten könnte für eine positive Antwort. Wohin wir auch schauen – sagt Camus –, Sinn von Welt und Leben ist nirgends zu entdecken. Ganz im Gegenteil. Alles erweist sich irgendwie als absurd. Mitten im Alltag kann uns das anspringen, wenn die üblichen Beschäftigungen sich plötzlich als leer und bedeutungslos erweisen, wenn die Welt uns wieder einmal gänzlich fremd vorkommt oder wenn wir feststellen müssen, dass wir uns mit anderen gar nicht wirklich verstehen können, son-

dern jeder in sich selbst verschlossen ist. Da stürzt alles ein wie Kulissen, und unsere Erwartung von Sinnhaftigkeit wird kräftig durchkreuzt. Wer dennoch an dieser Erwartung festhält, mag sich versucht sehen, seinem Leben ein Ende zu setzen oder aber in illusionärer Hoffnung auf ein Jenseits sich über sein Scheitern zu erheben.

Mit großem Nachdruck macht Camus geltend, dass der Mensch dieser Versuchung widerstehen muss. „Die Absurdität des Lebens verlangt nicht, dass man mittels der Hoffnung oder durch den Selbstmord entflieht“ – so heißt es ausdrücklich –, „es kommt darauf an, in ihr auszuharren.“ Nach Camus ist es falsch zu meinen, das Leben müsse, um gelebt zu werden, einen Sinn haben. Die eigentliche Größe des Menschen besteht für ihn darin, sich von Sinnlosigkeit nicht irritieren zu lassen und der unaufhebbaren Absurdität die Treue zu halten.

Endlose Mühe

Im letzten Teil dieses „Versuchs über das Absurde“ taucht dann Sisyphos auf. Sisyphos, das ist derjenige, der dazu verurteilt ist, einen Felsblock den Berg hinaufzuwälzen. Aber immer, wenn er ihn fast oben hat, überwältigt ihn der schwere Stein, rollt an den Fuß des Berges zurück, und Sisyphos muss von neuem beginnen.

Wir alle kennen diese Geschichte, und manch einer unter uns fühlt sich in seinem eigenen Tun immer mal wieder an Sisyphos erinnert. Da müht man sich für eine bestimmte Sache endlos. Und doch

geht so gut wie nichts voran. Irgendwann möchte einem dann die Lust vergehen, sich so zu plagen für etwas, bei dem gar kein Fortschritt, geschweige denn ein gutes Ende abzusehen ist.

Sieht man indes genauer hin, zeigt sich, dass wir es meist so arg ernst auch wieder nicht meinen, wenn wir uns da mit Sisyphos vergleichen. Denn bei aller Mühsal unseres Tuns und allem Ärger über das Ausbleiben echten Erfolges: Schlechthin nutzlos scheint uns unsere Tätigkeit nicht. Tief im Innersten sind wir wohl überzeugt davon, dass es richtig ist, bei unserer Bemühung zu bleiben, sei es, weil es sich da um etwas handelt, das einfach getan werden muss, sei es, weil wir so wenigstens in Bewegung bleiben hin auf ein Ziel, das die Anstrengung wert ist, auch wenn wir das Ziel vielleicht gar nicht erreichen können.

Bei Camus aber ist das anders. Er spricht von Sisyphos nicht im Blick auf das Mühselige, dem spürbarer Erfolg versagt bleibt. Er bemüht Sisyphos zur Erläuterung des Absurden in einem sehr strengen Sinn. Es ist nicht nur so, dass die Plage des Sisyphos tatsächlich sinnlos ist, vielmehr gehört es zu ihm, sich dessen auch bewusst zu sein. Das ist der entscheidende Punkt. Im Bewusstsein des schlechthin „Unnützen und Aussichtslosen“ stemmt Sisyphos den Stein. Deshalb ist er für Camus „der Held des Absurden“.

Was meint Glück?

Als ich seinerzeit diesem Text erstmals begegnet bin, schien mir das alles keineswegs abwegig. Das Gefühl des Absurden lag in der Luft. Wir waren darauf eingestellt durch die Existenzphilosophie beziehungsweise durch das, was zahlreiche Feuilletons daraus gemacht hatten und was wir davon in nächtlichen Diskussionen hin und her wendeten. Sehr überrascht aber hat mich die Feststellung, mit der Camus seine Darlegungen schließt:

„Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“ Damit hatte ich erhebliche Schwierigkeiten. Zwar kann man an Sisyphos und seinem Mühen schon das eine oder andere entdecken, das eine gewisse Befriedigung und vielleicht sogar einen Anflug von Glück nicht ausschließen müsste. Der Gewinn zum Beispiel, den ein konsequentes Training bestimmter Bewegungen zu bringen pflegt. Oder das Selbstbewusstsein, das sich entwickelt beim Kampf gegen Gipfel, wenn man nur nicht aufgibt. Aber dass „das Aushalten des Absurden“ und „die Ausdauer in einer für unfruchtbar erachteten Anstrengung“ einen Menschen sollten glücklich machen können, das wollte mir ganz und gar nicht einleuchten. Dagegen wehrte sich denn doch zu viel.

Man muss dazu ja nur einmal die eigene Erfahrung befragen. Schon das Wort *Glück* meint offensichtlich etwas anderes als Preisgabe jeglicher Erwartung von Sinn. Gewiss suchen die Menschen Glück in sehr verschiedenartigen Dingen – im Erwerb und Besitz materieller Güter so gut wie zum Beispiel in der Beziehung zu anderen Menschen. Und nicht immer finden sie da, wo sie suchen, und so, wie sie das tun, tatsächlich Glück. Wer aber wirklich Glück erfährt, sieht, dass das, was da zählt, nicht so sehr die Abwesenheit des Negativen ist, sondern die Gegenwart von solchem, das sich als Positives erweist. Glückliche sein zeichnet sich nicht dadurch aus, dass wir aller Sorgen enthaben sind und keine Probleme mehr bestehen. Das Wesentliche ist vielmehr, dass wir uns inmitten von Sorgen und Problemen erfüllt finden, bejaht, bestätigt und erfreut.

Vom Glück sind wir angerührt, wo sich uns etwas ganz überzeugend von der guten, von der schönen, von der befreienden Seite zeigt. Und wo immer dies geschieht, da wissen wir: Es ist gut, da zu sein. Glück in diesem Sinn ereignet sich,

Sisyphos in der Unterwelt zwischen Persephone und Hades, Gemälde auf einer Amphora, 6. Jahrhundert v. Chr., Antikensammlung München.



wo ein gewichtiges Verlangen des Menschen sich erfüllt, wo einer findet, was er lange gesucht hat, wo einem gelingt, was er unbedingt schaffen wollte, wo einer mit dem zusammen sein darf, den er liebt. Und weil zu solchem Glück die Ahnung gehört, dass alles gut werden kann, verträgt sich Glück nicht mit der Gewissheit des Absurden, wie Camus sie beschreibt. Glück ist etwas, das die Annahme von Absurdität entschieden negiert.

Wer immer das so sieht, den muss die Rede vom glücklichen Sisyphos irritieren. Und in dem Maße, wie das geschieht, wachsen Zweifel auch an der Tragfähigkeit der von Camus geforderten Treue zum Absurden. Darf man wirklich sagen, dass unser Leben sinnlos ist, ganz gleich, was wir aus ihm machen, das heißt, ganz gleich, wie wir leben?

Der Begriff des guten Lebens

Es liegt nahe, sich von hier aus der großen Tradition der klassischen Philosophie zu-

zuwenden. Denn die Ausgangsfrage Camus', ob das Leben die Mühe lohne, geliebt zu werden, oder nicht, sie steht als Frage nach dem guten Leben dort tatsächlich im Mittelpunkt aller Überlegung. Dass dies die Grundfrage der Philosophie sein soll und alles andere später kommt, sehen die Philosophen heutzutage zwar keineswegs mehr alle so. Im universitären Lehrbetrieb und für das Gespräch mit den Wissenschaften widmen sie sich in der Regel lieber anderen Aufgaben – Aufgaben, deren Bedeutung und Wichtigkeit hier gar nicht bestritten sein sollen. Ursprünglich aber ist Philosophie Frage nach dem guten Leben. Und Aristoteles zum Beispiel macht diese Frage ganz ausdrücklich am Begriff der *Eudaimonia* fest, das heißt am Begriff von Glück.

Freilich ist hier weder der Begriff Glück noch der Begriff des guten Lebens geradewegs von dem her zu verstehen, was unsere Alltagssprache nahe legt. *Eudaimonia* meint nicht Glück im Sinne von

wunderbaren Zufällen in der Art des Lotogewinns, und gutes Leben meint nicht vor allem das wohlhabende und bequeme Leben. Die Frage, um die es hier geht, zielt überhaupt nicht darauf, wie man es sich möglichst gut gehen lässt, sondern wie unser Leben am ehesten gelingt. So aber ist die Frage weit weniger harmlos, als sie klingt. Sie erwächst aus der Erfahrung von Widersprüchen, die zum menschlichen Leben gehören und die gar nicht aufzulösen sind. Wie ist es möglich, sinnvoll zu leben, wo wir doch endliche Wesen sind, sterblich also und von den eigenen Wünschen und Trieben hin und her gerissen und einem wechselhaften Geschick unterworfen?

Bloße Geschmacksfrage?

Heute wird gern darauf hingewiesen, dass die Menschen so unterschiedliche Wünsche und Erwartungen an das Leben haben, dass sich in Bezug auf ein gutes Leben inhaltlich kaum etwas Allgemeingültiges sagen lässt. Was gut ist für eine Person, das soll einfach von ihren jeweiligen Bedürfnissen und Neigungen abhängen, worauf immer diese inhaltlich gerichtet sein mögen. Würde man dieser Ansicht folgen, verkäme das, was gutes Leben meint, zur bloßen Geschmacksfrage. Über viele Jahrhunderte hin aber hat die Philosophie anders angesetzt. Mit der Frage nach dem guten Leben sucht sie zu klären, wie wir leben müssen, wenn wir erfüllt leben wollen, in welche Richtung dafür zu gehen ist und woran wir uns dabei halten können.

Besonders eindrucksvoll belegt das die Gestalt des Sokrates. Dieser Sokrates wird einigen schon sehr auf die Nerven gegangen sein. Mitten auf der Agora nimmt er sich seine Mitbürger vor und bedrängt sie: „Guter Mann, als ein Athener, aus der größten und für Weisheit und Macht berühmtesten Stadt, schämst du dich nicht, hinsichtlich des Geldes zu sorgen, wie du dessen aufs meiste erlangst, aber

um Ehre, Einsicht und Wahrheit dich zu sorgen und um deine Seele, dass sie sich aufs Beste befinde, daran denkst du nicht?“

Die wesentlichen Tätigkeiten

Ich kann hier nicht beschreiben, wie Platon zum Beispiel und Aristoteles oder die Stoa die Frage nach dem guten Leben genauer entfalten. Aber ich möchte mit Blick auf den vermeintlich glücklichen Sisyphos an einem Moment wenigstens auf den entscheidenden Zusammenhang hinweisen. Zur Gewissheit, dass das Leben sich lohnt und dass es gut ist, da zu sein, kann vieles beitragen. Besonders verlässlich aber wächst uns solche Gewissheit zu im eigenen Tätigsein. Das hat auch Aristoteles so gesehen. Leben meint Tätigsein. Wenn Aristoteles von den Tätigkeiten des Menschen spricht, meint er allerdings nicht alles Mögliche, was Menschen so tun. Ein gutes Leben besteht vielmehr in jenen Tätigkeiten, die für das Menschsein selbst wesentlich sind. Es geht da um die möglichst weit gehende Verwirklichung jener Fähigkeiten, die den Menschen auszeichnen und mit denen der Mensch sich von den Tieren unterscheidet.

Wesensgemäß leben

Gut leben bedeutet: wesensgemäß leben. Es gibt keine Theorie guten Lebens, ohne dass man von so etwas wie einer Natur oder einem Wesen des Menschen zu reden bereit ist und einsieht, dass es gilt, mit dieser Natur oder dem Wesen in Einklang zu kommen. Das Gelingen des Lebens hängt davon ab, dass wir uns an den richtigen Zielen orientieren, die rechten Mittel einsetzen und das angemessene Verhalten üben. Das setzt voraus, dass man unterscheiden kann, was das Richtige, das Rechte, das Angemessene ist und was nicht. An solchen Unterscheidungen führt kein Weg vorbei.

Ich möchte dafür auf eine Erfahrung verweisen, die jedem von uns vertraut ist.

Es gibt Tätigkeiten, die uns erfüllen, bei denen wir uns richtig gut fühlen und die die Gewissheit schenken, dass das Leben sich lohnt. Da sind wir dann auch entsprechend bei der Sache, keine Anstrengung scheint uns zu viel. Bei vielen anderen Tätigkeiten aber fehlt diese Bestätigung, da tun wir etwas, weil es aufgrund irgendwelcher Zwänge eben getan werden muss, innerlich aber liegt uns daran nicht viel. Man kann also sehr wohl unterscheiden zwischen Tätigkeiten, die die Mühe lohnen, und Tätigkeiten, bei denen dies eigentlich nicht der Fall ist und die man eher für Zeitverschwendung halten möchte. Dass etwas die Mühe lohnen könnte und Erfüllung verspricht, setzt jedoch eine gewisse Wahrnehmung voraus. Genau genommen zeigt sich darin bereits die Überzeugung von einem bestimmten Wert. Offensichtlich finden wir uns angesprochen und antworten. Wir halten das, wofür und woraufhin wir uns engagieren, für richtig, für lohnenswert, für gut.

Über das Wohlbefinden hinaus

Man muss da sehr genau hinschauen, um das richtig zu begreifen. Es geht hier tatsächlich um den Bezug auf solches, das selbst etwas wert ist und das nicht von uns für wertvoll gehalten wird, nur weil es irgendwelche Wünsche befriedigt. Halten wir etwas für wertvoll, suchen und verlangen wir nach ihm. Aber das heißt gerade nicht, es schein uns lohnenswert, weil uns nach ihm verlangt oder weil es unser Leben angenehm zu machen verspricht. Wir dürfen, was gutes Leben meint, nicht von den Zuständen subjektiven Wohlbefindens her verstehen. Gegen jede Versuchung subjektivistischer Verkürzung müssen Inhalte guten Lebens aus ihnen selbst heraus zur Geltung gebracht werden.

An der Einsicht in diesen Sachverhalt liegt mir sehr viel. Ich möchte das deshalb noch etwas vertiefen. Immer wieder se-

hen wir, dass Menschen sich Tätigkeiten widmen, bei denen es keineswegs vor allem um solches geht, das ihnen selbst wohl tut. Das ist ein einprägsamer Beleg für den angesprochenen Zusammenhang. Denn ein solches Verhalten ist überhaupt nur von daher zu verstehen, dass es sich dabei um die Verwirklichung von etwas handelt, das in sich selbst gut ist. Das heißt: Wir wollen gar nicht einfach nur das Gutsein des eigenen Lebens. Ganz offensichtlich lässt sich ein erfülltes Leben auch in der Weise verfolgen, dass man sich für Zwecke einsetzt, die das Interesse am eigenen Wohlbefinden deutlich überschreiten.

Wohl jeder kennt Menschen in seiner Umgebung, die ihr Leben auf die Realisierung eines überpersönlichen Zieles hin ausrichten – im Bereich des Sozialen, Medizinischen, Technischen, Wissenschaftlichen, Künstlerischen. Dabei bedeutet solche Tätigkeit nicht nur Mühe und Plage, sondern oft in ganz erheblichem Maße auch Einschränkung und Verzicht – sei es, dass der Einsatz für bestimmte Dinge einem so viel abverlangt, dass für anderes, das auch wichtig wäre und wohl tun könnte, kein Raum bleibt, sei es, dass einer auf angesehene Tätigkeit draußen oder auf den beruflichen Aufstieg verzichtet, um einen Kranken zu pflegen. Es ist nicht auszuschließen, dass aufs Ganze gesehen in solch angestrengtem Einsatz für andere oder für eine Sache, die lohnt, uns irgendwann auch das Gefühl guten Lebens geschenkt wird. Aber deswegen ist dies noch lange nicht der wahre Grund des betreffenden Tuns. Wer sich in dieser Weise engagiert, tut das nicht, um glücklich zu sein. Er folgt vielmehr dem Anspruch einer Sache, die getan sein will. Das heißt, das Tun ist sinnvoll nicht, weil es uns erfüllt, vielmehr erfüllt es uns, weil es sinnvoll ist.

Dass das Leben sich lohnt, diese Gewissheit erwächst besonders nachhaltig in Tätigkeiten und Verhaltensweisen, in

denen ein Bezug mitspielt auf solches, das etwas wert ist an sich und das in seiner Werthaftigkeit gerade nicht von uns abhängt. Die Erwartung, dass das Leben sich lohnt, das heißt, die Idee von Sinnhaftigkeit scheint notwendig mit der Wahrnehmung von Anspruch und Herausforderung verbunden, beruht auf Wertüberzeugungen, die uns nicht nur unterscheiden lassen zwischen sinnvollen und weniger sinnvollen Weisen, seine Zeit zu verbringen, durch die wir vielmehr durchaus in die Pflicht genommen sind.

Unser Wertbewusstsein

Mit solchen Wertüberzeugungen tun wir uns heute überaus schwer. Denken wir nur daran, wie wir meistens allem, was uns begegnet, gegenüber treten. Der moderne Mensch ist es gewohnt, die Dinge ernst zu nehmen, soweit man mit ihnen rechnen kann. Sein Interesse an der Wirklichkeit ist ganz darauf gerichtet, sich möglichst alles messend und konstruierend zu unterwerfen. Und es lässt sich die Wirklichkeit auf diese Weise nicht nur tatsächlich in den Griff nehmen. Für viele der Bedürfnisse, die wir ausgebildet haben, gäbe es keine Möglichkeit der Befriedigung, würden wir mit der Wirklichkeit nicht eben so verfahren.

Hochmut gegenüber Technik und Wissenschaft oder gegenüber der Wirtschaft, die ihrerseits die Technik und die Wissenschaft antreibt, ist wahrlich nicht angebracht. Eben der technisch-wissenschaftlichen Rationalität verdanken wir die guten Verhältnisse, in denen wir leben, den großen Komfort, den materiellen Wohlstand und die soziale Sicherheit. Aber vielfach stoßen wir inzwischen darauf, dass dies allein, das heißt ein technisch-wissenschaftlicher Umgang mit der Wirklichkeit, noch kein Gelingen des Lebens garantiert. Davon allein können wir nicht menschlich leben. Die Wirklichkeit, mit der wir uns in solchem Zugriff be-

schäftigen, ist zu eingeschränkt und noch nicht in ihrem tieferen Sinn erschlossen. So kommt es, dass ungeachtet aller wissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Erfolge eine merkwürdige Leere sich ausbreitet und dass wir zunehmend unter Orientierungslosigkeit zu leiden beginnen.

Die Empfänglichkeit für das Schöne

Man kann alles daraufhin befragen, wie es zusammengesetzt ist, nach welchen Gesetzen es funktioniert und welchen Nutzen es bringt. Aber jeder von uns ahnt zumindest auch, dass da noch mehr ist und dass die Wirklichkeit sehr wohl noch anderes zu sagen hat. Ich erinnere in diesem Zusammenhang gerne an das Ästhetische. Damit ist nichts gemeint, was vorrangig mit Kunst zu tun hat. Es geht ganz allgemein um die Entdeckung von Schönheit als Grundzug der Wirklichkeit. Und es geht darum zu sehen, wie ganz anders der Umgang mit allem wird, wenn man die Empfänglichkeit für das Schöne nicht verkommen lässt. Denn was das Schöne uns sagt, meint keine schmückende Zutat bloß, sondern hat zu tun mit Sinn.

Schönes aber finden wir keineswegs nur in der Kunst, das heißt in der Malerei, der Plastik, der Architektur, in der Dichtung und in der Musik. Es gibt Schönheit in der Natur und bei Menschen und auch immer wieder bei den Dingen, die der Mensch herstellt zum Gebrauch. Und nun ist es nicht so, dass die Wirklichkeit eben auch einmal schön scheinen kann, so wie sie viele Male hässlich ist und grausam. In ihrem schönen Schein kommt vielmehr heraus, was sie eigentlich ist und was Wirklichsein im Grunde meint. Wo die Natur schön ist, in den Forsythien, den Wäldern, den Jahreszeiten, wo Menschen uns mit ihrem Aussehen geradezu gefangen nehmen durch die Figur, die Bewegung, das Gesicht, wo Dinge des täglichen Gebrauchs ins Leuchten geraten, weil uns aus ihrer vollendeten Form so

viel zufließt, oder wo im Kunstwerk sich etwas auftut vom innersten Geheimnis der Welt – Schönheit besagt jeweils, dass das, was ist, nicht einfach nur es selber ist und dass die Wirklichkeit nicht in Greifbarem und Messbarem nur besteht.

Lässt man sich wirklich auf die Schönheit ein, dann bringt uns dies in ein anderes, schonenderes, freundlicheres Verhältnis Menschen und Dingen gegenüber. Gerade für die Veränderung unseres Verhältnisses zur Natur zum Beispiel, die nötig ist, wenn wir in der modernen Welt erfüllt leben wollen, gerade für sie wird in der Begegnung mit dem Schönen eine Bresche geschlagen.

Oder denken wir an das Ethische. Hier ist keine gründlichere Diskussion möglich um das, was Ethik eigentlich heißt. Aber es ist unverkennbar, dass zu den zentralen Bestimmungen, wie der Mensch leben sollte, wenn er erfüllt leben will, ein ganz eigenes Verhältnis zu denen gehört, die mit ihm zusammen da sind. Dies Verhältnis ist nicht zuerst eine Einschränkung, der ich dann unter Umständen auch noch irgendwann Nutzen oder Lust abgewinnen kann. Dies Verhältnis ist vielmehr eine entscheidende Bestimmung unseres eigenen Seins. Das heißt: Zum Menschsein gehört ein grundsätzliches Interesse am Wohl der anderen. Die ursprüngliche Weise, sich zu anderen zu verhalten, ist Wohlwollen, das heißt Aussein auf das, was ihr Leben erfüllen kann.

Das Interesse am Wohl der anderen

In diesem Wohlwollen, in der persönlichen Anteilnahme also, gründet alles das, was man solidarischeres Verhalten nennt. Echtes Mitfühlen zum Beispiel enthält in sich bereits den Impuls, anderen zu helfen, wenn diese in Schwierigkeiten sind. „Der Mensch dem Menschen ein Helfer“, das besagt das anfängliche Miteinander. Und das heißt, der Mensch ist dem Menschen keineswegs immer nur ein Konkurrent oder gar ein Wolf.

Der eigentliche Grund der Möglichkeit eines dem menschlichen Wesen wirklich angemessenen Zusammenlebens ist Wohlwollen, ist Anteilnahme, man könnte auch sagen Liebe – und nicht etwa die Moral oder gar das Recht. Für ein gedeihliches Miteinander hängt alles davon ab, dass wir uns in positivem Sinn als Glieder einer Gemeinschaft anerkennen und das heißt die Freiheit *in* dieser Gemeinschaft suchen und sie nicht gegen sie verwirklichen wollen. Nur dann müssen wir auch Abhängigkeit voneinander nicht als einseitige Unterdrückungsverhältnisse fürchten, sondern können sie als sinnvolles Aufeinanderangewiesensein bejahen.

Der religiöse Bezug

Und denken wir an das Religiöse. Wenn ein Philosoph von der religiösen Dimension menschlichen Daseins spricht, ist nicht Gläubigkeit im Sinn von Kirche gemeint. Gemeint ist vielmehr die ursprüngliche Beziehung des Menschen auf jene transzendente Wirklichkeit, die unsere Sprache von alters her *das Göttliche* nennt oder *Gott*. Wer die Geschichte der Menschheit und die Ausbildung ihrer Kulturen betrachtet, stößt überall auf das Zeugnis dieses Bezugs. Erst in der Neuzeit wird das anders. Da steht der Gedanke der Autonomie im Vordergrund, das heißt das Verlangen nach gänzlicher Unabhängigkeit und uneingeschränkter Selbstbestimmung. Deshalb tun sich die meisten mit der religiösen Dimension heute besonders schwer. Zu tief hat sich die Vorstellung eingenistet, dass wir uns selbst preisgeben, wenn wir etwas Höheres über uns anerkennen und bereit sind, Antwort auf die Frage nach dem Sinn uns von dort her geben zu lassen.

Inzwischen aber sehen wir, dass die Absage an solche Bindung das Leben keineswegs reicher und freier macht, sondern eher umgekehrt unser Leben verkümmern lässt. Dann aber muss auch die Frage erlaubt sein, ob nicht Religion doch

ein unaufgebbares Moment menschlichen Daseins ist. Macht man sich jedenfalls einmal frei von der Behauptung des autonomen Subjektes und betrachtet dann die Wirklichkeit, in der wir leben, erweist sich an vielen Stellen, dass wir sie gar nicht richtig fassen können, auch die ästhetischen und die ethischen Phänomene nicht, wenn wir von diesem Bezug absehen, der nur religiös zu begreifen ist.

Es gilt weithin als ein Zeichen souveräner Vernunft, Religion für Illusion zu halten, in die sich zu retten sucht, wer mit den negativen Erfahrungen des Lebens sonst nicht zu Rande kommt. Aber so denken heißt noch nicht verstehen, was das Wort Religion meint. Was das Göttliche heißt oder Gott, soll ja gerade etwas sein, das nicht erfunden ist und nicht ausgedacht; es will etwas benennen, das wahrgenommen wird, meint solches, das den Menschen von sich aus angeht.

Das geistige Defizit

Die moderne Gesellschaft ist nicht zufällig vom Schwund des Ästhetischen, Ethischen und Religiösen gezeichnet. Sie hat diesen Schwund selbst verursacht mit der ausdrücklichen Beschränkung ihres Interesses an der Welt. Aber wir würden es uns zu leicht machen, wenn wir jetzt bloß davon redeten, dass die Dinge uns nur noch so wenig sagen, dass das Miteinander nicht gelingt und dass Gott in weite Ferne entschwinden ist.

Zwar haben wir uns mit der ganz einseitigen Ausrichtung des Interesses darauf, wie etwas funktioniert oder was nützlich und brauchbar ist und womit man Geld machen kann, ein Verhalten angewöhnt, auf das die Wirklichkeit gleichsam eingegangen ist. Aber unser Wahrnehmungsvermögen ist kein leeres Gefäß, in das von außen irgendetwas hineinfällt. Was uns die Dinge sagen, hängt ganz entscheidend davon ab, was wir sie sagen lassen. Und deshalb ist es keines-

wegs nur so, dass die Weise des Erfahrens der Dinge von Bedeutung ist dafür, ob der Mensch ein Verhältnis zum Schönen und Guten und Göttlichen hat oder nicht, sehr wohl gilt auch das Umgekehrte, das heißt, dass die Offenheit für diese anderen Dimensionen mitbestimmt über die Weise des Erfahrens der Dinge und das daraus sich bildende Verständnis der Welt.

In der offensichtlichen Verkümmern der ästhetischen, der ethischen und der religiösen Dimension zeigt sich ein geistiges Defizit, das gewiss mit ein Grund ist für unsere Unfähigkeit, mit verschiedenen schwierigen Problemen der Gegenwart etwas besser fertig zu werden. Denken wir nur an die ständig weiter voranschreitende Zerstörung der Umwelt oder an die maßlose Ichsucht, die kein positives Verhältnis zu irgendwelchen Institutionen zulässt und es nicht erlaubt, auch vergleichsweise harmlosen Einschränkungen zuzustimmen. Und denken wir an unsere Hilflosigkeit angesichts von Fragen, vor die uns die moderne Biomedizin stellt. Wie soll denn einer entdecken können, was richtig wäre, wenn er keine vernünftige Vorstellung hat von dem, was gutes Leben meint, keine Klarheit darüber, was es heißt, als Mensch zu leben?

Vieles deutet darauf hin, dass wir ohne eine Besinnung auf die geistigen Dimensionen unseres Lebens mit manchem, was uns heute zu schaffen macht, nicht fertig werden können. Wir sollten das zum Anlass nehmen, uns erneut auf altbekannte Zusammenhänge einzulassen, um zu sehen, ob und wie weit sie tragen. Der „Zeitgeist“, wenn dies Wort hier erlaubt ist, der tut gerne so, als ob das Ästhetische, das Ethische und das Religiöse nicht zu den konstitutiven Zügen des Menschseins gehören. Aber wo landen wir, wenn wir so denken, statt dem allgemeinen Bewusstsein von der Natur des Menschen diese Dimensionen zurückzugeben? Das ist am inneren Zustand unserer Gesell-

schaft abzulesen, daran zum Beispiel, wofür wir uns eigentlich interessieren, was wichtig ist für uns, oder auch ganz schlicht: womit wir uns unterhalten lassen. Auf Dauer lässt sich kein konstitutiver Faktor der menschlichen Wirklichkeit aus unserem Selbstverständnis verdrängen ohne destruktive Folgen für die Integrität des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens.

Die Aufgabe der Philosophie

Das ist mit Blick auf das Selbstverständnis der Philosophie noch etwas zu präzisieren. Es ist ein eigenartiges Phänomen, dass die Frage nach dem richtigen Leben, die für die große Tradition der Philosophie von so zentraler Bedeutung war, mit Beginn der Neuzeit immer mehr an den Rand der Philosophie gerät und schließlich aus ihr geradezu hinausgedrängt wird.

Der Grund für den Rückzug von dieser Frage dürfte darin liegen, dass die entscheidenden Sachverhalte, um die es beim guten Leben geht, mit der Methode, die sich die Philosophie der Neuzeit zu Eigen macht, nicht zu fassen sind. Die Konzentration auf Wissen, das Herrschaft über die Natur ermöglicht, und die damit einhergehende Zuspitzung der Anforderungen an Rationalität bedeuten eine schwer wiegende Einengung des Denkens. Die Philosophie unterstellt sich hier Kriterien, die im Blick auf das Feststellen und Verfügen ihre Berechtigung haben, für die Erkenntnis anderer Sachverhalte und Zusammenhänge aber nicht taugen. Deshalb lässt sich die Frage nach dem guten Leben für sie nicht mehr überzeugend entfalten. Das endet damit, dass viele in der Philosophie inzwischen ästhetische, ethische und religiöse Aussagen in dem hier skizzierten inhaltlichen Sinn als nicht wahrheitsfähig betrachten und sie für ernsthaften theoretischen Disput nicht zulassen wollen. Zugelassen wird

allenfalls noch eine logische Analyse der Sprache, das heißt die Beschäftigung mit den Regeln der Verwendung eines Ausdrucks. Von den Bedingungen guten Lebens selbst aber kann dann nicht mehr die Rede sein.

Wir müssen uns aus solcher Einführung des Begriffes von Erkenntnis und Wahrheit befreien und der Vernunft jene Weite und Tiefe zugestehen, die sie ursprünglich auszeichnen. Es kann doch kein vernünftiges Verhalten sein, im Umgang mit der Wirklichkeit vom Ästhetischen, Ethischen und Religiösen abzusehen, das heißt gerade von den Seiten nichts wissen zu wollen, die dem Menschen am verlässlichsten sagen, wer er ist und woran er sich halten kann.

Es gibt eine ganze Reihe von Problemen großer Dringlichkeit für Bestand und Entwicklung unseres Gemeinwesens, die nicht angemessen zu behandeln sind, wenn sie nicht auch philosophisch thematisiert werden. Aber die Philosophen brauchen sich nicht zu wundern darüber, dass im öffentlichen Disput um Grundfragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens so wenig nach ihnen gefragt wird. Es reicht eben nicht hin, sich im besten Fall gerade noch um Strategien kommunikativer Einigung über Lebensziele kümmern zu wollen, aber die Lebensziele selbst nicht zum Gegenstand gemeinsamen Nachdenkens zu machen. Was soll schon von solcher Behandlung der Dinge ausgehen im Sinn einer Ermunterung dazu, etwas nachzudenken über uns, über unseren Umgang miteinander und über unsere Art zu leben? Es ist an der Zeit, Ernst zu machen damit, dass Inhalt, Ziel und Sinn unseres Lebens nicht weniger theoriefähig sind als die formalen Strukturen der Kommunikation.

Dieser Beitrag gibt – etwas gekürzt – wieder, was der Verfasser nach 35-jähriger Lehrtätigkeit in seiner Abschiedsvorlesung am 9. Februar 2001 in der Universität Regensburg vorgetragen hat.